


Leseprobe aus:

Erica Fischer

Himmelstraße



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).



DER SCHMERZ sticht zu wie ein Messer, ein Korsett umklammert Nacken und rechte Schulter. Ich kann den Kopf nicht mehr drehen, Zurückschauen ist aussichtslos. Sogar das Atmen tut weh.

Zu spät. Das Telefon schrillt in Pauls Wohnung sechshundert Kilometer entfernt, fünfmal, zehnmal, zwanzigmal. Die Wohnung ist klein, bis zum zweiten Klingelton ist der Flur von jeder Stelle aus zu erreichen. Dort steht das Telefon, auf einem niedrigen Schränkchen gleich neben der Eingangstür. Man kann sich, wenn man spricht, im Spiegel sehen. Drei Schritte nach rechts das Bad mit dem Klo. Daneben die Kammer für den Staubsauger und die Urlaubskoffer.

Die Wohnung muss leer sein, ich kann es förmlich hören, der Klang der Klingel hohl. Dieses widerwärtige schwarze Telefon mit dem Schmutz unter der Wählscheibe, der Hörer schwer und unhandlich. Wie oft habe ich ihnen gesagt, sie sollen bei der Post ein neues Gerät bestellen, es kostet nichts. Ein Tastentelefon, mit dem man telefonieren kann, ohne sich den Finger zu verstauchen, neu, leicht und sauber. Doch alles Neue macht ihnen Angst.

Oder: Mein Bruder liegt auf dem Bett, röchelnd,

hebt nicht ab, auch wenn er noch könnte. So ist es schon einmal gewesen, vor zwanzig Jahren.

«Um Gottes willen, Paul röchelt!» Die Stimme der Mutter am Telefon klang hysterisch. Sie hatte über Nacht wegbleiben wollen und war überraschend zurückgekommen. Er lag auf dem schmalen Jugendbett im Kabinett, über ihm die Regale seiner Bibliothek. Die Dichter und Denker schauten teilnahmslos hinunter.

«Mach kein Theater», schnauzte ich die Mutter am Telefon an. Wenn sie Gefühle zeigte, wurde ich zu Eis. Dass sie es damals alleine schaffte, die Rettung zu rufen, wundert mich heute noch. Wohin er gebracht wurde, sagte sie mir nicht. Das hatte ich davon.

Ich wohnte damals in Wien nicht weit von ihr entfernt und fand es selbst heraus. Im Spital klang Pauls Atem wie durch einen Lautsprecher verstärkt, Plastikschläuche überall, der Magen bereits ausgepumpt. Er warf den Kopf hin und her, und wenn sich seine Augen einen Schlitz weit öffneten, sah man nur das Weiße.

Es ist tief in der Nacht und plötzlich lautloser als sonst. Meine Wohnung liegt in Berlin an einer Kopfsteinstraße. Wenn ein Auto vorüberfährt, höre ich es rumpeln. Doch jetzt ist die Welt rundherum erstarrt. Meine Stimme am Telefon klingt fremd, wie eine automatische Ansage. Die Cousine. Merkwürdig, denke ich, dass ich in Wien tatsächlich eine Cousine habe.

«Warten wir bis morgen», bittet sie. Sie sei erkältet, und draußen türme sich der Schnee. Aber warten kann ich nicht.

«Ich melde mich wieder», sagt sie nach einer Pause.

Das Kreischen des Telefons durchschneidet die Stille. «Ja?» Das Wort bleibt tonlos. Die Feuerwehr sei über die Balkontür eingestiegen, berichtet die Cousine, sogar krank und um drei Uhr früh noch effizient. «Wir werden ein neues Glas in die Balkontür einsetzen lassen müssen.» Sie denkt immer an alles.

Die Wohnung sei leer, sagt sie, mustergültig aufgeräumt. Auf dem Couchtisch ein Schlüsselbund, der Schlüssel passe in die Wohnungstür. Daneben drei beschriftete Kuverts. Sie habe nichts angerührt. Sie klingt erleichtert, eine aufgeräumte Wohnung ist ein Zeichen von Normalität. Sicher ist sie froh, keine Blutlache vorgefunden zu haben, keinen am Fensterkreuz hängenden Paul, ja nicht einmal einen röchelnden Paul. Eine aufgeräumte Wohnung beruhigt.

Ich rufe eine andere Cousine an, in Sydney. Vorher überlege ich, welche Tageszeit dort ist. Auf keinen Fall will ich sie wegen einer Frage wecken, deren Antwort ich schon kenne. Meine englische Stimme klingt noch fremder. Noch nie habe ich mit Australien telefoniert. Wenn man in Wien aufgewachsen ist, telefoniert man nicht mit dem Ausland.

«Nein, Paul ist nicht hier», meldet die australische Cousine, als ob meine Frage sie nicht überrascht.

«Macht nichts», sage ich, «war nur so ein Gedanke.»

Ein neues Leben in Australien beginnen, Pauls Traum. Oder in New York. Die Emigranten von damals hätten

es auch geschafft, sagte er. Sie kamen mit nichts und haben sich ein neues Leben aufgebaut.

«Damals gab es Hilfsorganisationen, *du* bist kein Flüchtling. Die Schoah ist vorüber, und das Leben in den Vereinigten Staaten ist hart. Wenn du es schon hier nicht schaffst, wie erst dort?»

Das war gemein, das hätte ich nicht sagen sollen.

«Überleg dir, was du sagst! Du weißt nicht, mit wem du es zu tun hast!», blaffte er.

Ich verstand. Immer diese Drohung, seit Jahrzehnten schon.

Als die australische Cousine und ihr Mann ein Jahr zuvor in Wien gewesen waren, hatte ich mit Paul das Nachtmahl eingekauft. «Meinl am Graben», das vornehmste Geschäft der Stadt. Er suchte die teuersten Sachen aus, Käse, Schinken, Lachs, Wein. Ich wollte ihn mäßigen. Die Familie hat immer sparsam gelebt, große Sprünge konnten sich unsere Eltern nicht erlauben. Nach dem Tod des Vaters schaffte es die Mutter, mit der kleinen Witwenpension so zu haushalten, dass immer noch Geld für den Urlaub blieb. Der Urlaub musste sein, seit den Fünfzigern fuhr die Familie jedes Jahr für ein paar Wochen nach Italien, Jugoslawien, Griechenland: der Höhepunkt des Jahres, dafür musste man sich im Alltag einschränken. Und jetzt «Meinl am Graben». Paul war wie im Rausch. Aufgeregt packte er immer mehr Köstlichkeiten in den Einkaufswagen.

«Es ist ja nur dieses eine Mal», sagte er.

Er sagte nicht «das letzte Mal», das nicht. Aber es klang so.

Wie oft schon habe ich den Schlafwagen von Berlin nach Wien genommen. Eine wohlige Lebenspause zwischen gebügelten Betttüchern. Solange der Zug unter mir dahingleitet, bin ich sicher. Ich reise innerhalb der Europäischen Union, ich muss keine barschen Zollkontrollen befürchten, keine schweren Schritte auf dem Gang, niemand reißt mitten in der Nacht die Abteiltür auf, sodass sich mein Herzschlag beschleunigt, obwohl mein Pass nicht abgelaufen ist, ich kein illegaler Flüchtling bin und auch keine Schmuggelware mit mir führe.

Am 24. Oktober 1938, mehr als ein halbes Jahr nach dem sogenannten Anschluss, durchquerte meine Mutter ganz Deutschland, das Visum für Großbritannien in ihren Pass mit dem «J» gestempelt, in panischer Angst, doch noch in letzter Minute aus dem Zug gezerrt zu werden. Sie trug ihr zweireihiges Maßkostüm mit dem breiten Revers und schräg auf dem Kopf ein Hütchen mit schmaler Krempe, eine elegante, zierliche Erscheinung. Sie wollte einen guten Eindruck machen bei ihrer Ankunft in London. Die Brosche mit der roten Koralle, die an ihrem Hals die Bluse zusammenhielt, war von ihr selbst angefertigt. Ihr Studium an der Akademie für Angewandte Künste hatte sie nach dem Einmarsch Hitlers nicht abschließen können, sie durfte die Schule nicht mehr betreten. Ihre Abschlussarbeit wäre eine getriebene Teekanne aus Silber gewesen.

Die letzte Kontrolle an der deutsch-belgischen Grenze, Totenstille im Coupé, meine Mutter war nicht die Einzige, die den Atem anhielt. Und dann der

Schmelz der französischen Sprache. Die Reisenden springen auf, schreien, lachen, umarmen und küssen einander, umarmen und küssen die belgischen Putzfrauen, die sich durch die Abteile arbeiten.

In den zurückliegenden Tagen war alles rasend schnell gegangen. Ursprünglich hatte meine Mutter Österreich schon im Sommer verlassen wollen, gemeinsam mit meinem Vater hatte sie geplant, nach Warschau zu reisen, nach Hause, zu ihren Eltern und Geschwistern, und von dort weiter, irgendwohin, vielleicht nach Australien, man brauchte nur zweihundert Pfund *landing money*. In Wien war das Geld nicht aufzutreiben, aber in Warschau hätte ihr Vater es ihnen gegeben, mein wohlhabender polnischer Großvater. Doch nur mein Vater bekam ein Visum, um dorthin zu reisen. Meine Mutter, die gebürtige Polin, aber eben auch Jüdin, wies das polnische Konsulat ab, obwohl mein Großvater sich in aller Form verpflichtet hatte, sämtliche Kosten des Aufenthalts von Tochter und Schwiegersohn zu übernehmen. Also planten sie, von Wien aus über die Berge in die Schweiz zu flüchten. Doch die Vorbereitungen des Fluchthelfers flogen auf.

Es war abzusehen, dass Hitler einen Krieg vom Zaun brechen würde. Meine Mutter hatte Angst um ihren «Jungen». «Was machen wir bloß mit dir? Du wirst der Erste sein, den sie als Kanonenfutter an die Front schicken.» Ihr «Junge», das war mein Vater. Ein Sozialist, der wegen illegaler politischer Betätigung bereits eine Gefängnisstrafe abgesessen hatte.

Sie legten alles Geld zusammen, und mein Vater

fuhr nach Jugoslawien. Dort hatte er in der Zeit seiner Arbeitslosigkeit etwas Geld als Reiseleiter verdient und kannte sich aus. Er sollte nicht mehr nach Wien zurückkehren und seiner Frau so bald wie möglich ins sichere Ausland nachreisen, so war es geplant. Derweil klapperte meine Mutter in Wien die Konsulate ab. Im amerikanischen Generalkonsulat (Wien, Deutschland) teilte man ihr mit, dass sie sich für die Aufnahme in die deutsche Warteliste einige Wochen gedulden müsse.

Nach Vorlage ihres polizeilichen Führungszeugnisses, in dem bescheinigt wurde, dass gegen sie nichts Nachteiliges vermerkt sei, erhielt meine Mutter über eine Agentur dann aber eine Stelle in England, als Zimmermädchen bei einer alten Dame. Interessanterweise blieb ihre Polizeihaft unerwähnt, wahrscheinlich war man froh, sie loszuwerden. Von zwei Uhr früh bis zwei Uhr nachmittags stand sie in der Schlange vor dem britischen Konsulat in der Wallnerstraße, flankiert von brüllenden und prügelnden SS-Leuten, keiner durfte sich rühren. Lobeshymnen auf einen Gott murmelnd, an den sie nicht glaubte, kehrte sie schließlich in ihre Wohnung im 15. Bezirk zurück und überschlug im Kopf, was noch zu tun war. Die steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung von der Zentralstelle für jüdische Auswanderung hatte sie in der Tasche. Das amtsärztliche Zeugnis auch. Gesund sei sie, wird dort bestätigt, sie sehe und höre gut und zeige keine Symptome von Lues, Tuberkulose, Malaria, Lepra, Trachom oder einer sonstigen ansteckenden Krankheit. Auch Anzeichen von Geistesstörungen

oder Geistesschwäche seien keine vorhanden. Frei von Rauschgiftsucht, chronischem Alkoholismus und Epilepsie, spreche nichts gegen eine Arbeitsaufnahme der Genannten in England.

Da klingelte es an der Tür. In diesen Tagen zuckte man immer zusammen, wenn jemand sich der Wohnung näherte. Wieder rief sie Gott an. O Gott, jetzt, wo ich alles geschafft habe, holen sie mich ab! Doch draußen stand nicht die Gestapo, sondern mein Vater. Sie starrte ihn an, als sei er ein Gespenst. Er hatte es in Jugoslawien nicht ausgehalten: In Belgrad wimmelte es von Spionen, und die Polizei habe begonnen, sich für ihn zu interessieren.

«Aber ich muss in drei Tagen abreisen!», rief meine Mutter und befahl mit der ihr eigenen Bestimmtheit: «Du gehst morgen deinen Pass holen» – mein Vater hatte ihn bei der Einreise nach Österreich abgeben müssen – «und wenn du ihn bekommst, reise ich ab. Wenn nicht, bleibe ich.»

«Warum wollen Sie auswandern?», fragte der Polizeibeamte, ein älterer Mann, am nächsten Tag meinen Vater.

«Ich habe eine jüdische Frau.»

«Ach, das ist bedauerlich», seufzte der Polizist und händigte ihm den Pass aus.

Die erste Hürde war genommen. Nun ebenfalls ein Visum für England zu bekommen war weitaus schwieriger, schließlich bestand keine Dringlichkeit, mein Vater war kein Jude. Meine Mutter wandte sich an die Quäker, die ihr rieten, die Sache von London